



Leseprobe aus Waibel, Erziehung zum Selbstwert, ISBN 978-3-7799-4611-3

© 2017 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4611-3)

isbn=978-3-7799-4611-3

Einleitung

Erziehung zum Selbstwert hängt mit der Erziehung zu seelisch-existenzieller Gesundheit zusammen. Ohne die seelisch-existenzielle Gesundheit überbewerten zu wollen, stellt sie doch eine Schlüsselfunktion dar. Geht es dem Menschen seelisch-existenziell gut, werden für ihn die körperliche, die psychische und auch die soziale Gesundheit zum Anliegen. Trotzdem darf weder körperliche noch psychische noch soziale Gesundheit zum „primären Wert“ werden. Dann besteht nämlich die Gefahr, dass der eigene Selbstwert an die Gesundheit gekoppelt wird. Krankheit, Alter oder Gebrechen können dann schnell zu einer psychischen Krise führen. Wenn psychische Gesundheit zum „primären Wert“ wird, kann es ebenfalls leicht passieren, dass Konflikten aus dem Weg gegangen, Unangenehmes vom Tisch gewischt bzw. aus dem Leben ausgeblendet wird, so dass zum Beispiel Trauer nicht mehr gründlich aufgearbeitet werden kann.

Dasselbe lässt sich sinngemäß auf den Bereich der sozialen Gesundheit übertragen. Wem es nur darum zu tun ist, sozial abgesichert zu leben, wird Schiffbruch erleiden. Wenn wir Gesundheit zum absoluten Wert werden lassen, kann uns dies daran hindern, mit ihr frei umzugehen, weil sofort die Angst auftaucht, was im Krankheitsfall passieren würde. Gesundheit darf nicht zum Konsumartikel werden. Es geht nicht um Vermeiden von Dingen, um ja nicht krank zu werden. Im Gegenteil: Es kann durchaus Situationen geben, in denen Kranksein sinnvoll ist. Es ist ein Zeichen von Gesundheit, auch krank werden zu können.

Auch wenn es gelingen sollte, in allen drei Bereichen eine zufriedenstellende Gesundheit zu erlangen, würde dies genügen? Gesundheit wird erst dann zum Wert, wenn an ihr entlang Lebensperspektiven entwickelt werden (können). Mit anderen Worten: Wenn es ein Wozu für sie gibt.

Erst wenn man weiß, *worauf* man sein Leben ausrichten will, wird Gesundheit wichtig, weil sie beispielsweise zur Erreichung eines bestimmten Ziels eine grundlegende Voraussetzung ist, oder wenn man für andere da sein oder eine Aufgabe verwirklichen will.

Die Definition der Weltgesundheitsorganisation (WHO), nach der Gesundheit ein Zustand körperlichen, seelischen (hier im Sinne von psychischen) und sozialen Wohlbefindens ist, greift daher zu kurz.

Es kann einem Menschen körperlich, seelisch und sozial gutgehen, aber wenn er nicht zu dem vordringt, was ihn wirklich und letztlich angeht, ist vieles umsonst. Menschsein ist demnach viel mehr als Gesundheit und Gesundsein, und beinhaltet nicht nur die Abwesenheit von Krankheit.

Was heißt nun, existenziell gesund zu sein?

Existenziell gesund ist ein Mensch, der dem Leben gegenüber offen bleiben kann, und der sein Leben auf etwas ihm wertvoll Erscheinendes ausrichtet. Existenziell gesund ist ein Mensch, der gemeinschaftsfähig und beziehungs-fähig ist. Existenziell gesund ist ein Mensch, der in Freiheit und Verantwor-tung und daher wertbezogen handelt. Existenziell gesund ist ein Mensch, der sich auseinandersetzen kann, ist also folglich nicht der, der sich anpasst.

Dies hat große Konsequenzen für die Erziehung, die in den vorliegenden Ausführungen aufgegriffen werden.

Wenn also ein Wozu gegeben ist, ist Gesundheitsvorsorge der Nieder-schlag und nicht das Ziel. Gesundheit in all ihren Ausprägungen stellt sich somit als Effekt ein, wenn Sinn gegeben ist.

Warum könnte der Ansatz von Frankl gerade in der Pädagogik so wichtig sein?

Frankl kennzeichnet unsere heutige Zeit durch folgende Symptome, die zu dem führen, was er mit „kollektiver Neurose“ bezeichnet hat:

1. **Provisorische Daseinshaltung**, die dadurch gekennzeichnet ist, dass der Mensch sich nicht wirklich aufs Leben einlässt.
2. **Fatalistische Lebenseinstellung**, die dazu führt, dass der Mensch gar nicht daran glaubt, sein eigenes Leben gestalten zu können.
3. **Kollektivistisches Denken**, das durch Orientierung an gesellschaftlichen Normen die eigene Person aus dem Blickfeld verliert.
4. **Fanatismus**, der die Gefahr in sich birgt, dass die Person des anderen ignoriert wird (vgl. Frankl 1987, S. 115).

Alle vier Bereiche lassen sich auf Flucht vor der Verantwortung und Scheu vor der Freiheit zurückführen. „Freiheit und Verantwortung aber machen die Geistigkeit des Menschen aus. Der heutige Mensch aber ist geistesüberdrüs-sig, und dieser Geistesüberdruß ist das Wesen des zeitgenössischen Nihilis-mus“ (Frankl 1987, S. 116). Das führt zu innerer Leere, zum Gefühl verlorenen Daseinsinns.

Heute sind weniger denn je Sinnantworten vorgegeben, denn im „Gegensatz zum Tier sagen dem Menschen keine Instinkte, was er muss; und dem Men-schen von heute sagen keine Traditionen mehr, was er soll; und oft scheint er nicht mehr zu wissen, was er eigentlich will. Nur umso mehr ist er darauf aus,

entweder nur das zu wollen, was die anderen tun, oder nur das zu tun, was die anderen wollen. In ersterem Falle haben wir es mit Konformismus zu tun, im letzteren mit Totalitarismus – der eine verbreitet in der westlichen Hemisphäre, der andere in der östlichen“ (Frankl 1990, S. 16). Mit diesem Hintergrund in einer wertpluralistischen Zeit ist Persönlichkeitsstärkung ganz wichtig. Und hier meine ich, ist die Pädagogik aufgerufen zu handeln, indem sie entsprechende Konzepte entwickelt und anbietet.

A. Präambel: Von der Suchtprävention zur Gesundheitsförderung in der Schule

Sucht, auch in ihren harmlosen Formen, muss ernst genommen werden,
weil das Suchtverhalten in den betroffenen Menschen die Kräfte lahmlegt,
die sie brauchen würden, um etwas zu verändern.

Suchtpräventionsstelle der Stadt Zürich

I. Einführende Überlegungen

An dieser Stelle soll kurz der Ausgangspunkt meiner Forschungsarbeit dargelegt werden. 1985 trat ich in die Lehrerfortbildung ein und war gleich von Beginn an zuständig für die Suchtprävention. Als Neuling auf diesem Gebiet musste ich mich autodidaktisch einarbeiten. Alle gesammelten Überlegungen, Erfahrungen und Aktivitäten flossen in meine Diplomarbeit „Von der Suchtprävention zur Gesundheitsförderung in der Schule“ ein. Mit ziemlich großen Veränderungen brachte ich diese 1992 erstmals als Buch heraus (1993 folgte die zweite Auflage, 1994 die dritte Auflage). Es ist heute mit Sicherheit anzunehmen, dass keine Schule vom illegalen Suchtmittelproblem verschont wird (vom legalen sowieso nicht).

Die Überlegungen, wie ausweichendes Verhalten, z. B. Flucht in die Droge, im weitesten Sinn in der Schule abgeschwächt oder gar verhindert werden könnte, lässt den Suchenden bis in die „Theorie der Schule“ und die „Theorie der Erziehung“ vordringen.

Was muss die Schule tun, um nicht selbst zum möglicherweise suchtauslösenden Faktor zu werden, bzw. was kann die Schule leisten, um Kinder und Jugendliche zu befähigen, nicht in ausweichendes Verhalten zu flüchten? Die Schule ist nur eine von mehreren Institutionen, die sich mit dem Thema „Drogen und Sucht“ zu befassen haben.

„Ganz sicher kann sich die Schule an dem Gesamt der an sich notwendigen Maßnahmen nur *beteiligen*. Sie darf nicht als die Institution angesehen werden, die vor allem aufgerufen ist, den Rauschmittelkonsum zu stoppen, wie es leider immer wieder gefordert wird“ (Bärsch u. a. 1982, S. 152).

Vor allem aus folgenden Gründen sollte sich die Schule aber engagieren:

- Sie ist nicht nur eine Einrichtung der Wissensvermittlung, sondern auch der Erziehung. Das oberste Erziehungsziel ist der lebensstüchtige, engagierte, demokratische Bürger. Dieses Ziel kann nicht erreicht werden, wenn große Problembereiche ausgespart bleiben.
- Sie ist als eine Institution der Gesellschaft und als zentraler Ort der Sozialisation von Heranwachsenden verpflichtet, mit ihren Mitteln und Möglichkeiten zur Lösung gesellschaftsrelevanter Probleme beizutragen. Das Phänomen Sucht ist ein erhebliches, gesellschaftliches Problem.
- Sie ist die einzige Institution der Gesellschaft, durch die *alle* Jugendlichen angesprochen werden.
- Die Schule sollte auch als ein Anwalt jedes einzelnen Kindes mögliche Gefahren von den Jugendlichen abzuwenden versuchen (Bärsch u. a. 1982, S. 152 f.).

Realistischerweise kann die Schule aber hauptsächlich nur im Bereich der *Vorbeugung* schwerpunktmäßig tätig werden. Sie hat nur ausnahmsweise mit fortgeschrittenen Formen des Drogenkonsums zu tun, weil Dauerkonsumenten oft vorzeitig aussteigen.

Trotzdem gibt es keine Theorie der Schule zur Bewältigung des Suchtproblems. Im Gegenteil: Dieses Problem wird vielerorts weitgehend verdrängt, sowohl von der Basis als auch von der Schulaufsicht. Wenn dieses wirklich von der Wurzel her angegangen werden soll, genügen vordergründige Lösungsansätze nicht.

Außerdem ist die Suchtthematik grundsätzlich von keiner Altersstufe auszuschließen, da sich in ihr alle möglichen menschlichen Probleme widerspiegeln. Sie ist auch keine Sache eines bestimmten Unterrichtsfaches, einer bestimmten Schulstufe oder Schulart.

Sie kann und soll nicht zu einer neuen Spezialpädagogik führen. Das Phänomen Sucht muss tiefgehend in Zusammenhang mit der Persönlichkeitsbildung, der Sozialisation und dem gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld gesehen werden.

Suchtprävention sollte somit als gesamtgesellschaftliches Anliegen gewertet werden. Jede Gesellschaft muss daran gemessen werden, wie sie mit ihren schwächeren Mitgliedern umgeht.

II. Phänomen Sucht

Jedes exzessiv betriebene ausweichende Verhalten kann zur *Sucht* führen, denn Sucht ist eine gesamthafte Ausrichtung des Denkens, Fühlens und Wollens, kurz des gesamten Lebens, auf ein oder mehrere Suchtmittel oder auf ein süchtiges Verhalten.

Unter diesem weiten Suchtbegriff sind alle denkbaren Abhängigkeiten von stofflichen (substanzenbezogene Sucht) und nicht-stofflichen Suchtmitteln (handlungsbezogene Sucht) subsumiert (z. B.: Sport-, Spiel-, Fernseh-, Nikotin-, Kauf-, Ess-, Arbeits-, Profit-, Geltungs-, Herrschaftsucht u. a.).

Der breite Suchtbegriff macht es schwer, Abgrenzungen zwischen den einzelnen Suchtmitteln und -formen zu definieren. Suchtstrukturen finden sich bei sehr vielen Menschen, und erst durch ein multikausales Geschehen kann sich dies beim Einzelnen zu einer Sucht verdichten. Allerdings ist der gelegentliche Konsum von Suchtmitteln, die gelegentliche Verhaltensabweichung noch keine Sucht.

Sucht kann sich je nach Suchtmittel und persönlicher Disposition verschieden schnell vom *Konsum* über den *Missbrauch* zur *Abhängigkeit* entwickeln. Die Übergänge sind verschwommen und schleichend.

Diese Abhängigkeit kann eine *körperliche* Abhängigkeit sein, *seelische* und *soziale* Abhängigkeit sind immer im Spiel und von größerer Bedeutung. Abhängigkeit wird damit zu *einer* Möglichkeit des Ausweichens aus dem breiten Spektrum verschiedener Verhaltensabweichungen.

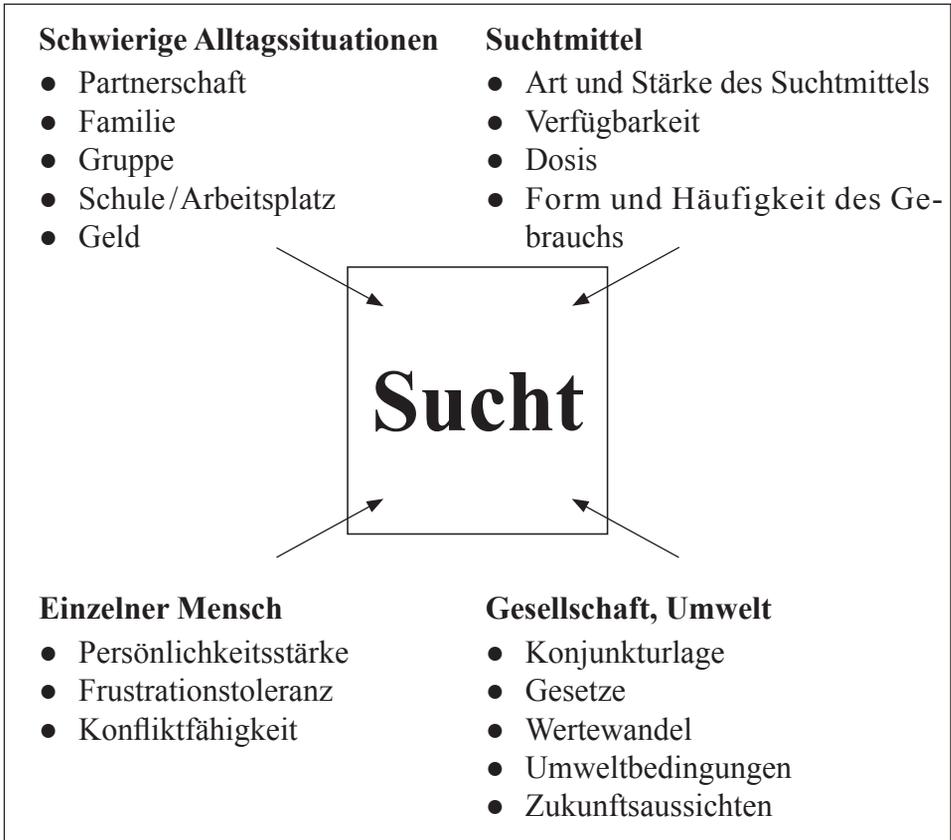
Verhaltensabweichung formuliert relativ neutraler als Verhaltensabweichung oder gar Verhaltensschädigung alle vorstellbaren Verhaltensweisen, mit denen Probleme umschifft werden.

Ausweichendes Verhalten kann sozial auffällig oder unauffällig sein. Es kann aus einer Vielzahl von soziologischen, mikrosoziologischen, psychologischen, tiefenpsychologischen, pädagogischen und persönlichkeitspezifischen Gründen einerseits entstehen, andererseits aber auch gerade *nicht* entstehen.

Ausweichendes Verhalten zeigt *jeder* Mensch in stärkerem oder geringerem Ausmaß. Ausgewichen wird vor einer unbefriedigenden, belastenden, konfliktreichen und/oder sinnentleerten Lebenssituation. Da aus der Sicht der ursachenbezogenen Prävention die Art des Ausweichens nicht vorausgesagt werden kann, muss Prävention *alle* ausweichenden Verhaltensmöglichkeiten miteinbeziehen.

III. Ursachen für ausweichendes Verhalten

In Erweiterung des Kielholz'schen Dreiecks können die Ursachen von Sucht und anderen ausweichenden Verhaltensformen in einem Viereck dargestellt werden:



vgl. Zepra St. Gallen

Die Art und Stärke des angebotenen Suchtmittels, dessen Verfügbarkeit, Form und Häufigkeit des Gebrauchs stellen ein erstes Ursachenbündel dar. Das große Problem der allgemeinen Griffnähe von Drogen ist, dass bereits Jugendliche, die ihre erste Identitätsfindung, den ersten Lebensentwurf noch nicht gestaltet haben und die – erschwerend – vielleicht gerade inmitten einer so schwierigen Lebensphase wie der Pubertät stehen, mit Suchtmitteln konfrontiert werden.

Daneben gibt es gesellschaftliche Ursachen wie die zunehmende Unverbindlichkeit, das In-Frage-Stellen von Werten, die allgemeine Orien-

tierungslosigkeit, die Konsumzentriertheit der Gesellschaft, die vielen Zwänge, Einengungen und Reglementierungen, das Gefühl der Ohnmacht gegenüber den Problemen der Welt (Hunger, Krieg, Naturzerstörung ...) und vieles andere mehr.

Schließlich stellen schwierige Alltagssituationen eine weitere Belastung dar, die in Partnerschaft und Familie, in Gruppe, Schule und Arbeitsplatz auftreten können.

Diese Faktorenbündel treffen nun auf einen einzelnen Menschen, der mit Schwierigkeiten und Problemen umso eher umgehen kann, je persönlichkeitsstärker, frustrationstoleranter und konfliktfähiger er ist.

Speziell in Konfliktsituationen ist die Abhängigkeitsgefährdung besonders groß, da Suchtmittel häufig zunächst als scheinbare Problemlöser erlebt werden.

Auch wenn alle vier Ursachenbündel hier der Systematik wegen getrennt aufgelistet werden, muss doch klar sein, dass es keine Monokausalität gibt und einzelne Faktoren nur in Interaktion mit anderen abgeschwächt oder wirksam werden. Sucht ist somit ein multikausales Geschehen. Es gibt niemals eine einzelne Ursache dafür und daher auch nicht einen einzelnen Ansatzpunkt für Prävention oder Therapie.

Individuelle, drogenspezifische und gesellschaftliche Faktoren sowie schwierige Alltagssituationen ergeben zunächst nur eine Verhaltensbereitschaft. Welches konkrete Verhalten folgt, hängt von den Umständen der besonderen Situation ab. Grundsätzlich können Probleme auf zwei Arten gelöst werden:

- entweder durch *Ausschöpfung eigener Ressourcen* wie Wissen, Fertigkeiten, Intelligenz, Werthaltungen, Bindungen, Emotionalität etc.,
- oder durch *personfremde Mittel* wie Werkzeuge, Apparate, chemische Stoffe etc.

Folgende vorsichtige Verallgemeinerung kann angeschlossen werden:

- „Je mehr eigene Möglichkeiten ausgeschöpft werden müssen, desto produktiver (...) wird das Verhalten sein.
- Je mehr Hilfsmittel eingesetzt werden müssen, desto unproduktiver ist der Mensch, desto stärker werden der Genuss oder auch die Stimulierung der eigenen Befindlichkeit im Vordergrund stehen“ (Bärsch u. a. 1982, S. 130 f.).

IV. Arten der Prävention

1. Vorbemerkungen

Prävention als Vorbeugung ausweichenden Verhaltens rückt aus verschiedenen Gründen immer mehr in den Mittelpunkt der Überlegungen. Sie schwankt zwischen schroffer Ablehnung mit dem Hinweis auf Ineffizienz und der Euphorie, den Stein der Weisen gefunden zu haben, denn Präventionsprogramme können nur sehr schwer auf ihre Wirksamkeit hin kontrolliert werden.

Eine Prävention, die genau auf Drogen oder auch Sucht zielt, ist wegen der äußerst unscharfen Ursachenkausalität nicht möglich. Es sei denn, man verstünde darunter hauptsächlich weiterhin Drogenprävention, die über Drogen „aufklärt“, also den Gesichtspunkt der Gefährlichkeit der Droge in den Vordergrund stellt. Wenn Information in diesem Bereich weiterhelfen würde, müsste die massive Medienberichterstattung erste Früchte tragen. Wenn es so einfach wäre, müssten wir nur einige Experten durch alle Schulen und Kindergärten schicken oder dorthin, wo es uns sonst noch notwendig erscheint – und das Problem wäre gelöst! Wäre es das?

Aber wer ist überhaupt Experte in dem Bereich? Jemand, der in der sehr schwierigen Arbeit mit Drogenabhängigen steckt?

Jemand, der über alle Wirkungen und Nebenwirkungen der Suchtmittel genau Bescheid weiß?

Jemand, der sich mit den Ursachen für den Suchtmittelmissbrauch beschäftigt hat?

Jemand, der weiß, was Jugendliche brauchen?

Da wäre zunächst die Frage: *Wie – in welcher Form* – geben wir unsere Informationen weiter?

- *Abschreckend:* Dabei *vergrößern* wir vielleicht *die Angst* derjenigen, die nicht gefährdet sind (und Angst halte ich für einen schlechten Lehrmeister), *fordern wir vielleicht manche zur Mutprobe* heraus, sich in eine solche Situation zu begeben?
(So wirkten zum Beispiel Buch und Film von Christiane F. ‚Wir Kinder vom Bahnhof Zoo‘, nach allen Untersuchungen *nicht* suchtvorbeugend.)
- *Mit erhobenem Zeigefinger:* Wenn man Kindern und Jugendlichen einen roten Ball zeigt und erklärt wie er ausschaut und womöglich noch, wie gefährlich er ist (immerhin kann man sich damit einen

Nasenbeinbruch, einen Fingerbruch o. Ä. zuziehen oder beim Nachrennen in ein Auto laufen ...), und dann vielleicht noch seine schönen Seiten erwähnt und ihnen daraufhin sagt, dass sie auf keinen Fall mehr an ihn denken sollten und unter keinen Umständen mit ihm spielen,

...

Wie leicht bzw. schwer fällt es ihnen dann, davon zu lassen?

Die Politik der Verbote hat den Nachteil, den verbotenen Gegenstand in den Mittelpunkt des Interesses zu stellen.

Wer hat nicht schon versucht, mit dem Rauchen aufzuhören (oder auf etwas anderes zu verzichten) und denkt dann fast ausschließlich an die Zigarette?

- *Sensationsheischend* und *aufbauscheidend*: Damit vergrößern wir unter Umständen Aufmerksamkeit und Interesse.
Das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ spricht in diesem Zusammenhang von einer „*unheilvollen Stoffkunde mit hohem Werbecharakter*“.

Zusammengefasst können wir sagen:

- Bereits kurze Informationsprogramme heben den Wissensstand.
- Auf der Verhaltensebene zeigen sich kaum die erwarteten Effekte, zuweilen eher Bumerangeffekte.
- Information ist besonders problematisch für solche Jugendliche, die Abenteuer, Wagnis und Auslotung von Grenzsituationen als Statussymbol betrachten.

(Schweizerische Fachstelle für Alkoholprobleme 1990, S. 211 f.)

Wenn wir die *Informationsweitergabe ganz grundsätzlich* betrachten:

Überschätzen wir sie nicht? In einer Zeit, die man auch als Informationszeitalter bezeichnen könnte, werden wir von Informationen beinahe erdrückt:

Wenn wir eine viertelstündige Nachrichtensendung mit 15–20 Beiträgen hören: Was ist uns 10 Minuten danach noch im Gedächtnis?

Aber auch das, was länger im Gedächtnis haften bleibt: Erreicht es uns wirklich in unserer Person?

Das heißt: Information muss zur *Erkenntnis* werden, wenn sie etwas bewirken soll. Erst dann kommt es zu einer *Verhaltensänderung*.